



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Der Roman**

**Keiter, Heinrich  
Kellen, Tony**

**Essen, Ruhr, 1912**

VII. Die Ereignisse und die Gespräche.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-33498**

## Die Ereignisse und die Gespräche.

---

Durch Handlung und Rede darf nur das dargestellt werden, was im Romangangen wurzelt.

Dieses aber muß vom Dichter vom Standpunkte der Idee aus gewürdigt werden. Insofern es von der Idee Wert und Bedeutung erhält, in dem Maße muß ihm der Dichter Aufmerksamkeit zuwenden. Das Wichtige verdient eine eingehende Darstellung, das minder Wichtige einen nur flüchtigen Blick. Vom Standpunkte der Idee aus wird es dem Dichter leicht werden, die Bedeutung der Ereignisse und Reden zu bemessen, es wird ihm an künstlerischer Perspektive nicht fehlen.

Ein schwärmerischer, die Natur abgöttisch verehrender Dichter wird leicht die Perspektive verlieren. Sein Auge ruht liebevoll auf der ganzen Schöpfung, alles erscheint ihm gleich wert- und poesievoll. Nur einer Idee huldigend, daß die Natur die höchste Schönheit in sich birgt, verliert er den künstlerischen Maßstab und stellt das Kleine dem Großen gleich. Das Leben des Halmes hat für ihn denselben Wert wie das Wachstum der Eiche.

Der erzählende Dichter, der in kunstvoll gezierter Mannigfaltigkeit Ereignis auf Ereignis häuft, dem in stets gleicher rauschender Fülle die Worte entströmen, hat zu entscheiden, zwischen klein und groß, wichtig und unwichtig, wesentlich und unwesentlich. Das vermochte Gottfried Keller in seinem Roman „Der grüne Heinrich“ nicht. Er verwendet eine bogenlange Schilderung auf das schweizerische Tellfest, verleiht ihm in seinem Romane eine räumliche Bedeutung, die ihm nach seinen Folgen für die Handlung gar nicht zukommt. Derselbe Fall liegt beim Künstlerfeste vor, obgleich sich dieses enger an die Handlung schließt.

Wenn nun aber die Scheidung der Massen vor sich gegangen — wie sollen Ereignis und Rede dargestellt werden?



## 1. Die Darstellung der Ereignisse.

Hauptbedingungen bei Darstellung der Ereignisse sind Klarheit und Vollständigkeit.

a. Klarheit, denn dem Leser muß alles ohne Anstrengung verständlich sein. Einzelnes kann verschwiegen werden, wenn das Geschehen sich ohne weiteres aus dem Verlaufe der Erzählung ergibt.

Es ist jedoch nicht richtig, wenn Bulwer in „Eugen Aram“ über einige Punkte hinweggeht, unter dem Vorwande, die Akten hätten sie nicht überliefert, und ebenso Manzoni in den „Verlobten“, indem er behauptet, sein Gewährsmann habe hier und da eine Lücke gelassen. Der Dichter soll in bezug auf die von ihm erzählte Handlung allwissend sein; Entschuldigungen helfen ihm nicht.

b. Vollständigkeit, denn der Leser muß dem Gange der Ereignisse genau folgen können. Der Dichter hat genau darauf zu achten, welche der Ereignisse er als vorbereitete und welche er als unerwartete behandeln will. Natürlich kann dies „vorbereitet“ und „unerwartet“ nur dem Leser gegenüber Geltung haben. Entweder wird er vom Dichter genau mit dem Entwicklungsgang bekannt gemacht, oder es werden ihm Einzelheiten verschwiegen, die sich erst später ergeben. Nie aber darf ein Umstand vergessen werden, der für den Umschwung wesentlich ist. So leidet der sonst so treffliche Roman der Lady Fullerton „Grantley Manor“ im letzten Teile an einer beklagenswerten Unvollständigkeit. Ginevra, die heimliche Gemahlin Edmunds, erfährt, daß ihr Gatte sich mit einer anderen trauen lassen wolle. Sie eilt in die Kirche, ihr Gatte sieht sie, nimmt sie mit sich und versöhnt sich mit ihr. Wie aber Edmund in die Kirche gekommen, ob er wirklich getraut werden soll, wie es sich überhaupt mit dieser projektierten Verbindung verhält, davon erfährt der Leser kein Wort. Er tappt im Unklaren. Es ist deshalb dringend nötig, daß die Entwicklung bis zum Umschwung vollständig ausgeführt werde. Und wenn der Punkt des Ausbruchs da ist, so sei die Schilderung frei von allen ermüdenden Ausmalungen. Ja, eine weise Kürze kann bei solcher Gelegenheit von höchster Wirkung sein.



Hierin ist z. B. Brachvogel Meister:

Es wird stiller. Schwere Fußtritte von drei oder vier Männern, die einen Gegenstand fortschaffen. Man entfernt sich, die Treppe hinab auf die dunkle Straße. Da steht ein Wagen. Vier Männer heben einen fünften, ob lebend oder tot, wer weiß es, hinein. Der Schlag klappt zu, ein kurzes Rädergerassel, das alte Kantorhaus steht öde, seine Tür gähnt in die Nacht, wie der offene Mund eines Gestorbenen im Todeskrampfe. Die alte Hanne verkriecht sich tief unter das Deckbett und erwartet klappernd vor Grauen den Tag . . .

Bleich taucht aus trüben Nebeln der grämliche Morgen. Stiller Sonnabend. Die alte Hanne schleicht wie ein Gespenst hinab in des Herrn Stube. Da liegt im Chaos der Zerstörung die Bibel, beschüttet mit schwarzer Flut, ein paar beschriebene Blätter zerstreut in den Winkeln. Alles zertrümmert und öde. Friedemann Bach ist verschwunden. Das alte Weib stürzt schreiend auf die Straße. „Mein Herr ist fort. Friedemann Bach ist weg, sie haben ihn tot gemacht, Hilfe! Hilfe!“ Die Arme bricht zusammen. Die Nachbarn füllen klagend das Haus. Doles und Merperger kommen, nehmen entsetzt die beschriebenen Blätter und eilen auf die Polizei. Man wartet bis zum Abend — er kommt nicht. Alles forschen ist vergebens. Friedemann Bach ist verschwunden. (Brachvogel: „Friedemann Bach“, S. 168.)

Auch Spielhagen befließigt sich einer gewissen Gedrängtheit: Arthur von Hohenstein hat in der Stadtverordneten-Versammlung erfahren, wie drohend nahe die Entdeckung seiner Unterschleife. Bebend sitzt er in seinem Zimmer und sinnt seiner furchtbaren Lage nach.

Ein heftiges Klingeln an der Haustür ließ ihn mit einem Sprunge von dem Stuhle auffahren. Er legte die Hand an die Pistolen, sein Herz schlug mit furchtbarer Gewalt an seine Rippen.

Und abermals ertönte das Klingeln — lauter als zuvor.

Er wußte, was dieses Klingeln zu bedeuten hatte; er sah den Polizeidirektor mit seinen Häschern vor der Tür stehen. Er sah sich als Gefangener durch die Straßen auf das Rathaus geführt; als Gefangener eintreten in denselben Saal, in welchem er vor kurzer Zeit gefessen und mit beraten hatte, er sah die hämischlachenden, erstaunten, unwilligen, bestürzten Gesichter seiner ehemaligen Kollegen.

Und jetzt pochte es an die Tür.

Er setzte die Mündung der Pistole an die Schläfe — im nächsten Augenblick lag ein verstümmelter Leichnam auf dem kostbaren, unbezahlten Teppich.

Der Ratsdiener, welcher, um den Stadtrat zu holen, gesandt war, hörte den Knall. Ein jäher Schrecken erfaßte den Mann, dem es schon in der öden Straße vor dem festverschlossenen Hause gegenüber den im Nachtwinde rauschenden Bäumen des Klosterhofes unheimlich



genug gewesen war. Er rannte eiligst davon, um die Herren auf dem Rathause von dem, was er gehört hatte, zu benachrichtigen.

(Spielhagen: „Die von Hohenstein“, S. 518.)

Wie lange ist diese Katastrophe vorbereitet und wie lakonisch ist ihre Darstellung!

„Wer ist es?“ stöhnte der blinde Mann und griff mit den Händen in die Luft. Niemand antwortete, scheu traten alle zurück.

„Vater,“ murmelte der Verwundete, und ein Blutstrom quoll aus seinem Mund. „Mein Vater, mein Sohn!“ schrie der Blinde wie rasend, und seine Kniee brachen zusammen.

(Freytag: „Soll und Haben,“ II. S. 271.)

Wie breit, wie unendlich breit ist dagegen in Rousseaus „Héloïse“ der Tod Juliens geschildert! Welche Umständlichkeit in Wiedergabe der letzten Gespräche!

Anderer Romandichter begehen dagegen den Fehler, daß sie gerade an besonders interessanten Stellen zu kurz sind oder es dem Leser überlassen, sich die Situation auszumalen.

Eine große Nachlässigkeit ist es, wenn ein Erzähler eine Wendung gebraucht, wie die folgende:

Die Anschauung solcher Augenblicke der höchsten überraschenden Lust . . . malt sich am besten jeglicher auf eigne Weise aus, und man erzeigt ihm nur einen schlechten Dienst, wenn man ihm vorerzählen will, was eines getan und das andere gesprochen hat.“ (De la Motte Fouqué: „Die beiden Hauptleute“, IX, S. 77. Ähnlich in deselben Verfassers „Zauberring“ V, S. 176; VI, S. 98. „Thiodolf“ I, S. 155; II, S. 190).

Wie der Betrachter einem langsam sich entwickelnden Gewitter, so soll der Leser dem heranziehenden Ereignis gegenüberstehen. Aber die Schilderung soll nicht stets, wie das Gewitter, in immer langsameren Schwingungen aus-  
tönen; zuweilen hat sie mit Erreichung des höchsten Punktes am besten ein Ende. Der Dichter beginne dann ein anderes Kapitel, um später auf jenen Punkt zurückzukommen. Schlägt er aber einen anderen Weg ein, fährt er trotz jenes niederschmetternden Schlages fort, ruhig zu erzählen, so schwächt er die hervorgebrachte Wirkung bedeutend ab. Denn der Leser hat einen Widerwillen gegen den ruhigen Ton, der gleichgültig, als sei nichts vorgefallen (gleichgültig wie der Strom rauscht, der eben ein liebendes Paar verschlungen), fortfährt zu berichten. Verliert ja auch das Gewitter seinen



schaurigen Reiz, wenn der Donner nach und nach in der Ferne verhallt.

Eine Bestätigung dieser Regel findet sich in vielen guten Romanen. Nach einer sogenannten effektvollen Szene folgt ein Ruhepunkt. So schließt das erste Buch in „Wilhelm Meister“ mit jener bedeutungsvollen Szene, die Wilhelm über Marianens scheinbare Untreue aufklärt. Der Dichter fühlt: alles, was ich noch sagen kann, klingt schwach nach einem solchen Erlebnis. Ebenso hält der Dichter inne, als die Gräfin Wilhelm umarmt. Spielhagen bringt in seinem Roman „Die von Hohenstein“ ein Kapitel zum Abschluß, wo Münzer seine Kinder aus den Fluten des Stromes rettet und seiner Gattin Klärchen ein so schreckliches Licht aufgeht. Ähnlich macht es der Dramatiker, besonders der Lustspieldichter. Unter dem schallenden Gelächter des Publikums fällt der Vorhang.

Die erwähnte Regel muß natürlich nicht unter allen Umständen angewandt werden. Man soll vielmehr in jedem einzelnen Falle unterscheiden, welches Verfahren richtig, den Verhältnissen angemessen ist.

Man mißbrauche nämlich die *Romanspannung* nicht. Da, wo die Beschaffenheit der Handlung einen Ruhepunkt erwarten läßt, breche man ab, nicht aber willkürlich, lediglich einer wohlfeilen Spannung halber. Das Abbrechen ist nur dort am Platze, wo die Handlung einen wirklichen Ruhepunkt erwarten läßt. Alexander Dumas und die Verfasser der romantischen Romane, namentlich der vielen Feuilletonromane der französischen Soublätter, brechen häufig mitten in einer Handlung ab und führen ihre Leser nach einem anderen Schauplatz, lediglich um die Spannung der Leser zu erhöhen. Eine solche Spannung hat jedenfalls nicht bloß keinen Kunstwert, sondern stempelt auch den Roman zu einem minderwertigen Werke.

## 2. Die Krankheiten im Roman.

Was die *Krankheiten* betrifft, so kommen sie in den Romanen naturgemäß ziemlich häufig vor. Die Schilderung derselben steht aber sehr oft mit der Wirklichkeit in schroffem Widerspruch. Die Krankheiten werden nämlich



oft genug dargestellt nicht wie sie sind, sondern wie die Phantasie des Dichters sie braucht. Einige der sonderbarsten Blüten auf diesem Gebiete, die eine weite Verbreitung gefunden haben, hat Dr. med. Clemens Niemann in einer besonderen Studie<sup>1)</sup> zusammengestellt, die hier wiedergegeben zu werden verdient.

Trotzdem wir längst im Zeitalter der Naturwissenschaften leben, hat sich von einem Roman in den anderen die Anschauung fortgepflanzt, daß das „Nervenfieber“, wie der von der Wissenschaft seit Jahrzehnten als Infektionskrankheit erkannte Typhus gewöhnlich genannt wird, durch Übererregung des Nervensystems herbeigeführt wird. Es ist geradezu die Lieblingskrankheit der Romanschriftsteller geworden, er stellt sich wie ein Deus ex machina stets dann ein, wenn die seelische Aufregung des Helden oder der Heldin den höchsten Grad erreicht hat. Es beginnt so gut wie immer mit einer „Ohnmacht“, die bei einzelnen mit einem „wildem Schrei“ eingeleitet wird, während die Medizin solch plötzlichen Anfang bei dieser Krankheit gar nicht kennt, sondern als Regel einen recht langsamen, sich über Tage hinziehenden Beginn mit stufenweisem Ansteigen der Temperatur verzeichnet. Erst aus der charakteristischen Temperaturkurve und anderen Symptomen, in der Regel erst nach vieltägiger Beobachtung, vermag der Arzt die Diagnose zu stellen. Ganz andere Fähigkeiten besitzt aber der Roman-Arzt; er kommt zu dem ohnmächtigen Kranken, fühlt den Puls, zieht die Stirne in bedenkliche Falten und verkündet mit beneidenswerter Sicherheit der erschrockenen Umgebung: „Es ist ein hitziges Nervenfieber im Anzuge.“ Gewöhnlich übernimmt dann sofort die Heldin die Pflege. Während sie mit liebender Hand dem Kranken das Kissen glättet — es ist das so ziemlich die einzige Tätigkeit, die krankenspflegende Damen in Romanen auszuüben pflegen — hört sie, wie der Geliebte in seinen Fieberphantasien ihren Namen vor sich hin murmelt, worauf sie dann gleich seine Liebe und die Grundlosigkeit ihrer eifersüchtigen Befürchtungen bequem erkennen kann. In auf-

---

<sup>1)</sup> Medizinisches in Romanen. Literarische Beilage der Kölnischen Volkszeitung. 1907, Nr. 8. S. 53—55.



fallendem Gegensatz zu der Tatsache, daß das Nervenfieber sich fast immer über eine Reihe von Wochen erstreckt und langsam abzufallen pflegt, endet es in Romanen stets plötzlich mit einer „Krisis“. Der Dichter läßt meistens die Raserei der Kranken und die Verzweiflung der Angehörigen den höchsten Grad erreichen, dann, mit Vorliebe am siebten oder neunten Tage, bricht plötzlich ein „wohlthätiger Schweiß“ aus, der Kranke schlägt die Augen auf, blickt wild um sich, erkennt die Geliebte, lächelt selig und verfällt dann in einen tiefen ruhigen Schlaf. „Er ist gerettet“, wie der noch kurz vorher bedenklich die Achseln zuckende Arzt den erstaunten Angehörigen erklärt. Ein so plötzlicher Umschwung der Krankheit, der wohl bei der Lungenentzündung, aber so gut wie nie beim Nervenfieber beobachtet wird, gehört nun einmal in Romanen gerade bei der Schilderung der letztgenannten Krankheit zu den unentbehrlichen Effekten und ist so sehr in die Vorstellung des romanlesenden Publikums übergegangen, daß im Leben an den Arzt, welcher die Diagnose „Nervenfieber“ stellt, häufig sofort, besonders von den weiblichen Angehörigen, die Frage gerichtet wird: „Wann ist denn die Krisis zu erwarten?“ Und wenn der unwirsch knurrt: „Krisis, die gibt's bei dieser Krankheit gar nicht,“ dann begegnet er Blicken, in denen deutlich der Zweifel zu lesen ist, ob er auch wohl „auf der Höhe der Wissenschaft“ stehe.

Das Nervenfieber der Romane ist dank dieser „Krisis“ nicht so lebensgefährlich wie das des Lebens, denn es kommen beinahe alle Patienten durch. In ganz tragischen Fällen kann es allerdings vorkommen, daß nur die Gesundheit des Leibes zurückkehrt, der Geist des Helden aber leider dauernd „umnachtet“ bleibt. Es ist dies ein Ausgang, den die Wissenschaft nicht kennt, aber die Bezeichnung *Nervenfieber* hat es den Romanciers und namentlich dem weiblichen Teil derselben nun einmal angetan, so daß es ihnen nicht mehr als recht und billig erscheint, daß es zuweilen zu völliger „Zerrüttung des Nervensystems“ kommen muß, und von da bis zur „geistigen Umnachtung“ ist ja nur ein kleiner Sprung.

In anderen Fällen läßt man den Kranken zwar körperlich und geistig genesen, aber alle Jahre um dieselbe Zeit, be-



sonders wenn der Todestag der Geliebten wiederkehrt, rast er eine ganze Woche lang im Fieberwahn, ist hinterher wie gebrochen und hat alle Erinnerung an diese Zeit der erneuten Krankheit verloren. Diese Form des „chronisch rezidivierenden Nervenfiebers“, wie man sie nennen könnte, kommt glücklicherweise nur in Romanen vor.

Eine andere Krankheit, die unter den Romanhelden grassiert, ist die *Gehirnentzündung*, die ebenfalls angeblich durch geistige Überarbeitung oder im Übermaß seelischer Aufregung hervorgerufen wird, während die medizinische Wissenschaft auch bei dieser Krankheit längst die Entstehung durch Infektion verschiedener Art nachgewiesen hat. Ihrem harmloseren Ursprunge entsprechend ist die Gehirnentzündung der Romane auch weniger lebensgefährlich, denn während in der Wirklichkeit die nicht epidemische Gehirnentzündung fast mit Sicherheit zum Tode führt, so daß, wenn einmal ein als Gehirnentzündung ausgesprochener Fall nicht tödlich endet, meistens an der Richtigkeit der Diagnose gezweifelt wird, kommt in den Romanen die Mehrzahl der Fälle zur Genesung, und zwar endet auch hier die Sache mit der unentbehrlichen „Krisis“.

Ebenso merkwürdig wie die Auffassung der meisten Romanschriftsteller über die Entstehung und den Verlauf der gewöhnlichsten Krankheiten sind auch ihre Ansichten von der *Behandlung* derselben. Eis, Wein und gewisse mysteriöse Arzneimitteln, das sind die Hauptfaktoren, mit denen sie ihre Helden und Heldinnen zur Genesung führen. Während die medizinische Wissenschaft in dem Eisbeutel lediglich ein schmerzstillendes Mittel sieht und seiner entzündungswidrigen Wirkung sehr skeptisch gegenüber steht, wirken Eis und Eisumschläge in Romanen wahre Wunder. Nicht bloß lokale Entzündungen, nein, das ganze Fieber geht zurück. Die Anwendung von Eis bei Fieber erscheint so selbstverständlich, wie die der Brandspritze bei Feuersbrunst. Kurzum, ohne Eis kann eine irgendwie bedenkliche Krankheit in Romanen kaum behandelt werden. Wenn es am Orte der Handlung nicht vorhanden ist, so wird es durch Eilboten, Eilwagen oder gar nächtliche Reiter herbeigeschafft, und es bietet sich hier namentlich den Helden ein geeignetes Feld,



sich tatkräftig an der „Rettung“ der Geliebten zu beteiligen. Werden Autoritäten an das Krankenbett berufen, so verordnen sie stets Eis, während warme Umschläge nur von einem „zurückgebliebenen Landarzte“ empfohlen werden. Wenn die Autoren solcher Romane einmal einen Gang durch unsere modernen Kliniken machen würden, so würden sie mit Staunen bemerken, wie Blinddarmentzündungen von denselben Ärzten bald mit kalten, bald mit warmen Umschlägen behandelt werden, oft sogar bei demselben Kranken nach dessen subjektivem Befinden.

Auch das Ansehen des *Aikohols* als Heilmittel, das in der wissenschaftlichen Welt so sehr gesunken ist, besteht in den Romanen in ungeschwächtem Maße fort, namentlich der „kräftigende“ Wein spielt seit altersher eine große Rolle. Wo nur irgendwo ein Wohltäter in der Hütte der Armen am Krankenbett erscheint, bringt er Wein mit, welcher geradezu als Universalheilmittel bei allen Schwächezuständen gilt. In einer kleinen rührenden Novelle, die ich jüngst las, sieht eine arme Näherin ihr einziges Kind langsam an Auszehrung dahinsiechen. Der hinzugezogene Arzt murmelt traurig: „Ja, wenn das Kind kräftigenden Wein, besonders Tokai, erhalten könnte, ja, dann würde sich die Sache schon machen, aber so.“ Achselzucken und mitleidiger Blick auf Mutter und Kind. Glücklicherweise hört ein Menschenfreund davon und sendet sofort einen ganzen Korb des edlen „Tokaiers“, und siehe da, die Rosen auf des Mädchens Wangen kehren langsam wieder, es wird gesund durch — Wein!

Noch unvergleichlich großartiger und überraschender ist die Wirkung gewisser Arzneien, deren Zusammensetzung leider nicht verraten wird. In dem Roman einer Dame, die unter dem Pseudonym *Edhor* schreibt, wird ein „Professor“ an das Krankenbett einer Gräfin berufen, die von ihrem Hausarzt bereits aufgegeben ist. Auch er schüttelt nach sorgfältiger Untersuchung zuerst bedenklich das Haupt. Auf einmal aber zieht er eine Phiole aus der Tasche. „Wie viele Jahre zählt Ihre Frau Gemahlin, Herr Graf? Bitte rasch!“ — „18 Jahre.“ — Und 18 Tropfen läßt der Professor aus der Phiole langsam in den silbernen Löffel fallen und gibt sie der Kranken ein, die er dann mit medizinischem Adlerblick



beobachtet. Und siehe — es ist, „als ob die Natur einen Ruck bekäme“, die Gesichtszüge verändern sich, und rasch ergreift der Professor eine Wolldecke und breitet sie über die Patientin aus. Der bekannte „wohlthätige Schweiß“ bricht hervor und — „Herr Graf, Ihre Frau Gemahlin ist gerettet.“ Der Hausarzt, der am anderen Morgen mehr zum Kondolenz- als zum Krankenbesuch erscheint, fällt natürlich auf den Rücken, da ihm der Umschwung der Situation gerade so unglaublich erscheint, wie wohl den meisten denkenden Lesern dieser sonderbaren Geschichte.

Doch kann man sich über diese und ähnliche Schilderungen der Romanschriftsteller wundern, wenn der größten einer, Paul Heyse, in einer seiner Meraner Novellen, die den Titel „Unheilbar“ führt, die Genesung zweier anscheinend Unheilbaren in der unwahrscheinlichsten bezw. unmöglichsten Weise ins Werk setzt? Der Hergang ist kurz folgender: Ein junges Mädchen, dem auf wiederholtes Drängen der Hausarzt die Unheilbarkeit ihres Lungenleidens zugestanden, wird nach Meran geschickt und lernt dort einen ebenso hoffnungslosen Leidensgenossen kennen und lieben. Der junge Mann, der ihr gleichfalls eine tiefe, aber unausgesprochene Neigung entgegenbringt, wird nun vom Typhus ergriffen. Das junge Mädchen pflegt ihn mit der größten Aufopferung; ihre Liebe und das Bewußtsein, am Ende des eigenen Lebens zu stehen, läßt sie allen bösen Zungen mutig trotzen, die ihr Tun als unpassend und skandalös zu brandmarken sich bemühen. Natürlich tritt auch hier die in Romanen nun einmal unentbehrliche „Krisis“ ein, welche aber wunderbarerweise nicht bloß die Macht des Typhus bricht, sondern das chronische Lungenleiden so günstig beeinflusst, daß der Arzt schon am Morgen nach der nächtlichen Krisis die baldige Heilung auch des Lungenleidens voraus sagt. Natürlich will jetzt die edelmütige Pflegerin ihr dem Tode geweihtes Los nicht an das des jetzt dem Leben Wiedergegebenen fetten; aber der Arzt, der den Geliebten so erfolgreich behandelt hat, untersucht auch sie, die wegen der völligen Hoffnungslosigkeit ihres Leidens bisher noch keinen Meraner Arzt zu Rate gezogen hat, und — erklärt sie für völlig gesund. Zweifelnd wendet sich die überraschte Dame brieflich an ihren Hausarzt, dessen



Antwort dann die verblüffende Aufklärung bringt. Das arme Mädchen war nämlich nach der Wiederverheiratung ihres Vaters aus Mangel eines eigentlichen Lebenszweckes in eine solche Apathie verfallen, daß sie auch körperlich mehr und mehr zurückging. Der erfahrene Hausarzt sah ein, daß nur die Verbringung in andere Umgebung das Mädchen retten könne, wußte aber recht gut, daß er dies nur erreichen konnte, wenn er ihr erklärte, daß das Leiden unheilbar und bald zum Tode führen würde. Denn nur bei dieser Annahme glaubte die hochherzige Tochter, die ihrem Vater nicht zur Last fallen wollte, sich berechtigt, ihr kleines mütterliches Erbteil in einem Badeorte aufzuzehren. Die List gelang; in Meran gab ihr die neue Umgebung, und besonders die Gewißheit, am Abend des Lebens zu stehen, den Mut, aus sich herauszutreten und die kleinlichen Bedenken des Alltagslebens abzustreifen; die Liebe und Sorge um den Geliebten brachte einen neuen Daseinszweck, ein Feld der Tätigkeit und damit Kraft und Gesundheit. Mit der endlichen Vereinigung der beiden Gesunden schließt die psychologisch außerordentlich fein durchgeführte Novelle.

Die Heilung der Heldin, deren Krankheit mehr auf seelischer als auf körperlicher Grundlage beruht, ist ja zweifellos auf dem vom Dichter gewählten Wege *d e n k b a r*, aber höchst unwahrscheinlich. Denn das hier angewandte Mittel ist ein so heroisches, daß es viel leichter den gegenteiligen Erfolg herbeiführen konnte. Das Bewußtsein, dem Tode unrettbar verfallen zu sein, das der Hausarzt durch eine dem Mädchen übergebene Zeichnung der kranken Lungen zur absoluten subjektiven Gewißheit erhoben hatte, würde in neun von zehn Fällen bei einer ohnehin apathischen Dame zur völligen Verzweiflung oder zu tatenloser Resignation und damit zur Beschleunigung des schon begonnenen körperlichen Verfalls geführt haben. Jedenfalls war es eine Art psychischer Pferdekur, für die wohl kaum ein Arzt die Verantwortung übernehmen würde. Ein Poet kann das aber leichteren Herzens tun, denn weiter als die Grenzen der ärztlichen sind die der dichterischen Freiheit. Aber selbst diese werden arg überschritten bei der Schilderung der wunderbaren Genesung des Helden. Man denke: eine weit fortgeschrittene Lungen-



tuberkulose soll günstig beeinflusst worden sein durch das Hinzutreten eines Typhus, der erfahrungsgemäß schon vorher gesunde Athmungsorgane in Mitleidenschaft zieht. Denn der legitime Begleiter des Typhus ist der Bronchialkatarrh; befällt dieser nun gar eine tuberkulose Lunge, so kann doch nur eine Verschlimmerung des Leidens eintreten, ganz abgesehen davon, daß der mit dem typhösen Fieber notwendigerweise einhergehende Kräfteverfall schon allein die Tuberkulose in ungünstiger Weise beeinflussen muß. Und hier das gerade Gegenteil! „Es war mir zum Heil, es riß mich nach oben“ kann der Jüngling mit Schillers Taucher sagen, aber glauben kann's ihm kein Jünger Askulaps.

Es liegt uns fern, an die Erzeugnisse dichterischer Phantasie den strengen Maßstab zu legen, der nur für fachwissenschaftliche Werke berechtigt ist, aber wenn es wahr ist, daß der Roman ein Spiegelbild des Lebens sein soll, so darf er kein Zerrbild sein. Zum mindesten ist es nicht erlaubt, daß darin einige Dinge und Gestalten geradezu auf dem Kopfe stehen. Der Roman ist kein Märchen, in welchem die Naturgewalten lediglich von der Phantasie des Dichters bewegt werden, sondern ein Kunstwerk, für das in gleicher Weise die Gesetze der Wahrheit wie die der Schönheit Geltung haben.

### 3. Die Grenzen des Darstellbaren.

Noch verdient hier eine wichtige Frage eine Erörterung: Wie weit gehen die Grenzen des Darstellbaren?

Im allgemeinen soll der Dichter tunlichst das darstellen, was ästhetisch-gefällige Empfindungen in uns erregt.

So soll der Dichter es möglichst vermeiden, blutige, grausame Szenen darzustellen. Bei diesen überwiegt nämlich der Schauer jede andere Empfindung. Besonders ist das bei Darstellung von körperlichen Martern der Fall. Erinnerung sei nur an eine Hogarthsche Zeichnung, wo Knaben eine Katze auf die grausamste Weise quälen. Der Anblick ruft nur Ekel und Abscheu hervor. Diese Empfindungen stumpfen die ästhetischen völlig ab. Dasselbe Gefühl erwecken manche Szenen in amerikanischen Erzählungen, in denen Indianer eine Rolle spielen, und in französischen, besonders Sueschen



Romanen. Aber auch andere Dichter wissen nicht immer die rechte Grenze inne zu halten. So beschreibt Voland in den „Reichsfeinden“ die Martern, die von Diokletian an Christen verübt werden, und in „Gustav Adolph“ alle Peinigungen an einem armen Prediger. Ähnliche Szenen bieten Kriminalgeschichten. Aus der Menge nur ein Beispiel:

Er tauchte seine Finger in das strömende Blut des Vaters und schleuderte den beiden Entsetzten die Tropfen ins Gesicht. (Em. Heinrichs: „Friedrich Wildt“.)

Man vergleiche auch die Beschreibung der Leichen<sup>gruben</sup> der an der Pest Gestorbenen in Bulwers „Rienzi“. Wie sehr hat sich dagegen Klinger in „Raphael de Aquillas“ gehütet, solche Szenen darzustellen, obschon sie seinem Stoffe (aus der Zeit der spanischen Inquisition) so nahe lagen.

An sinnlich aufregenden Szenen ist in den neueren Romanen durchaus kein Mangel, denn manche Schriftsteller spekulieren nur auf die rohen Instinkte des Publikums. Aber nochmal: die Kritik muß solche Szenen verwerfen, weil das sinnliche Gefühl das ästhetische überwältigt.

Trotzdem aber wird der Dichter nicht selten in die Lage kommen, Szenen, welche dem sittlichen Gefühle widerstreben, darstellen zu müssen. Das läßt sich manchmal gar nicht umgehen. Der Romandichter stellt ja, wie wir gesehen haben, die Welt dar, in der es nun einmal nicht immer erbaulich zugeht. Der Dichter kann also der Darstellung solcher Szenen nicht immer ausweichen, wenn er auch suchen soll, sie möglichst zu vermeiden. Daß „das Unsittliche aber durch die ethische Gesamttendenz zum Moment herabgesetzt werden muß“, ist selbstverständlich. Wo die ethische Gesamttendenz fehlt, da haben wir es mit einem verderblichen Erzeugnisse einer unreinen Phantasie zu tun. Da ist es klar, daß der Roman nur zum Zweck des Sinnenkitzels geschrieben wurde. Wem leuchtet das nicht ein bei der Lektüre eines Paul de Kock oder Armand Silvestre, die mit Vorliebe das Unausprechliche in komischen Szenen vorführen. Die Feder eines echten Dichters wird sich nicht mit Darstellung solcher schmutzigen Szenen beflecken.

fragt man, wie weit der Dichter in seiner Darstellung gehen darf, so lassen sich bestimmte Grenzen nicht ziehen,



wenigstens nicht immer und allgemeingültige. Denn das Gefühl für Sitte schwankt nach Geschlecht, Alter, Gemüt, Bildung und Volksgefühl. Der Mann ist weniger zartfühlend als die Frau; das Alter verwirft, was die Jugend mit Lust ergreift; der Gebildete wird in dem einen Punkte mehr, im anderen weniger beleidigt.

Woher kommt es, daß Homer selbst in größter Nacktheit unser ästhetisches Gefühl nicht beleidigt? Weil er rein objektiv darstellt! Er hat nur die Tatsache im Auge, nicht die Wirkung, die seine Darstellung etwa auf den Leser ausüben kann. Jede Absichtlichkeit liegt ihm fern. Seine Darstellung ist mit einem Worte rein. Wo mithin die Absicht zu erkennen ist, daß der Dichter in anderer als poetischer Weise auf den Leser wirken will, ist seine Darstellung unrein, mithin unkünstlerisch.

Ähnlich sagt auch Lemcke in seiner „Ästhetik“ (S. 64): „Es kommt in solchem Fall alles auf die ästhetische Kraft des Künstlers an, auf die Stärke, Reinheit, man könnte sagen, Heiligkeit seines künstlerischen Sinns, aus dem das Werk gezeugt und geboren wird. Wird ein Werk z. B. aus schlüpfriger Sinnlichkeit herausgeschaffen, und verwertet der Künstler dafür auch die schönsten Formen, so ist das Werk trotz des — schlecht verwandten, weil verführenden — Schönen verwerflich. Die Kunst ist herabgewürdigt und die Schönheit zur Dienerin der Lüste gemacht. Wird ein Werk aus reinem Schönheitsgefühl geschaffen, so kümmert es den Künstler nicht, ob einer oder der andere darin Unsittlichkeit findet oder sinnlich erregt wird. Der Reine kann ein edles Meisterwerk in demjenigen zeigen, welches uns von einem Unreinen behandelt frech, schamlos, abscheulich erscheint. Gerade hier zeigt sich die Vernichtung des Stoffes durch die Form, wie man das reine Verarbeiten in die ästhetische Erscheinung genannt hat, in großartigster Weise.“

Leicht ist zu erkennen, in welcher Absicht eine nackte Handlung dargestellt ist. Mit leichter Erwähnung geht der echte Künstler über sie hinweg; der Effektmacher bereitet sie mit faunistischem Lächeln vor und malt sie mit lüsterne Behagen aus. Dem Dramatiker sind hingegen die Grenzen des Darstellbaren leichter zu ziehen. Er führt seine Personen



dem leiblichen Auge vor; seine Darstellung muß sich deshalb von allem fern halten, was die Sitte dem Blicke zu verhüllen sucht.

#### 4. Die Reden.

Es wäre interessant, die Entwicklung der Rede und der Redeszenen in den Erzählungen von der ältesten Zeit an zu verfolgen, aber eine solche Untersuchung würde uns hier zu weit führen.<sup>2)</sup>

Der Dialog wurde erst im 18. Jahrhundert in der fortlaufenden Erzählung häufiger. Blankenburg<sup>3)</sup> wollte ihn gestatten, wenn die Situation ihn erfordere. Wieland macht vom Dialog ausgiebigen Gebrauch im „Agathon“, im „Goldenen Spiegel“, in der „Geschichte des Philosophen Danischmend“. Die Stürmer und Dränger aber verwendeten ihn besonders reichlich, und auch Wilhelm Heinse hat sich von ihnen, die vielfach seine Gesinnungsgenossen waren, hierin nicht fern gehalten. R. Hirzel<sup>4)</sup> findet die starke Bevorzugung des Dialogs im 18. Jahrhundert darin begründet, daß man in dem Bestreben, höhlgewordene Formen und leeren Schein zu stürzen und zur Natur zurückzukehren, das Gespräch als die natürlichste Form der Mitteilung der neuen Gedanken betrachtete. Und wenn er meint, Winkelmanns Schriften seien zum Teil eine Frucht seiner Gespräche, so mögen auch die Gespräche über die Kunst im „Ardinghello“ aus Diskursen mit dem Maler Müller und Klinger in Rom, die über Musik in der „Hildegard“ aus solchen mit dem Freundeskreis am Mainzer Hof teilweise hervorgegangen sein. Heinse bringt sogar Dialoge in den Briefen — trotz der darin liegenden Gefahr, der er einigermaßen erlegen ist — der „Laidion“ und des „Ardinghello“, in der Ich-Erzählung des „Ardinghello“ und in der Er-Erzählung der „Hildegard“. Diese letztere hat die meisten Dialoge.<sup>5)</sup>

<sup>2)</sup> Einen Beitrag dazu liefert W. Schwarzkopff: Rede und Redeszene in der deutschen Erzählung bis Wolfram von Eschenbach. (Palaestra, LXXIV). Berlin, Mayer u. Müller, 1909.

<sup>3)</sup> Versuch über den Roman. Leipzig und Liegnitz 1774. S. 516.

<sup>4)</sup> Der Dialog. Ein literarhistorischer Versuch, II. Teil. Leipzig 1895. S. 419 ff.

<sup>5)</sup> Dr. Edmund Rieß, a. a. O., S. 70—80.



Im allgemeinen sind nur solche Reden am Platze, die die Handlung weiter bringen. Manche Dichter gebrauchen aber den Dialog, um von der Weltanschauung der Zeit ein anschauliches Bild zu geben. So z. B. Alexis in seinem „Hegrimm“, Brachvogel in „Friedemann Bach“, Gutzkow in den „Rittern vom Geiste“, Hahn-Hahn in „Vergib uns unsere Schuld“ usw. Andere wollen den Leser tiefer in die Charaktere der Personen blicken lassen, indem sie ihn zum Zuhörer eines Gespräches machen, das sie über Politik, Recht, Moral und andere Fragen führen. Sobald aber diese Gespräche mit der Handlung nicht eng zusammenhängen, sind sie nicht zu rechtfertigen.

Ungemein viel wird diskutiert in dem fränkischen Dorfroman „Der Herrgott am Grenzstein“ von M. G. Conrad (1904/05). Vieles dient ja vorzüglich zur Charakteristik der Bewohner, aber hinter manchen Äußerungen steht doch offenbar der Verfasser selbst. Er benützt einzelne seiner Personen, namentlich den Lehrer Gottfried Reinhart nur, um seine eigenen Ansichten auszudrücken.

Auch in der Rede vollziehen sich Handlungen. Im lebhaften Widerstreite der Meinungen, der materiellen und geistigen Interessen, die den Inhalt eines Romans bilden, kommen die Gegensätze in weitem Umfange zu Tage. Die Geister plagen aufeinander, hier bildet sich ein Konflikt, dort wird ein Knoten gelöst usw., kurz, alles drängt auf Handlung, jedes Gespräch und jede Rede führt die Geschichte einen Schritt weiter. Und alle Gespräche, die mit der Handlung nicht in Zusammenhang stehen, sind unkünstlerisch.

Bei jedem wichtigeren Gespräche, in das der Dichter Personen seines Romans verwickelt, muß ihm ein bestimmtes Ziel lebendig vor Augen schweben, und diesem muß das Gespräch, ob versteckt oder offen, unablässig zueilen. Bei einer Unterredung handelt es sich z. B. um die Überlegung oder die Ausführung eines Planes, um die Besprechung eines auf die Handlung bezüglichen Gegenstandes, um die Gewinnung des einen oder anderen für eine bestimmte Sache, um eine Verständigung — kurz, um die Erreichung einer Absicht. Auch im Monolog, der ja nichts weiter als eine Überlegung mit sich selbst ist. Der eine will im Gespräche den anderen



auf seine Seite ziehen, bezw. ihn für seine Pläne günstig stimmen. Der Politiker sucht seinen Gegner zu überzeugen, daß das beiderseitige Ziel nur auf diesem Wege zu erreichen sei; der Volksredner will seinem Publikum die Überzeugung beibringen, daß man so am ersten zum Ziel gelange; der Freund sucht den Freund von einem Vorhaben abzuhalten, das nach seiner Meinung nur zu seinem Verderben ausschlagen kann; der Vater beschwört den Sohn, seinem Räte zu folgen, damit er nicht ins Elend stürze; der Liebende fleht die Dame seines Herzens an, ihn zu erhören; die Mutter will die Tochter bereden, diesem oder jenem Freier ihr Herz zu schenken, und die Tochter sträubt sich mit aller Gewalt dagegen usw. usw. Diese kleine Auswahl von Konflikten aus der großen Menge läßt schon ersehen, welche Anforderungen die Durchführung eines Gespräches an den Dichter stellt. Er soll nicht nur den Konflikt nach allen Seiten beleuchten und zu einem befriedigenden Ende führen, sondern auch einer jeden Person die ganze Macht der Überredung je ihrem Charakter und der Natur ihrer Sache nach zu verleihen suchen. Denn jede Person will ja Recht behalten und jede ihre Absicht zur Durchführung bringen. Ein jeder bietet alles auf, nicht zu unterliegen. Der Politiker, der Freund, der Vater, der Liebende, die Mutter sowohl als auch deren Gegner — alle sprechen die Sprache der Leidenschaft und des Verstandes. Gründe der Vernunft und Ausbrüche der Leidenschaft, die in ihrer Hestigkeit die Kraft der Überredung in sich tragen, wirbeln scheinbar wild durcheinander. Der sich soeben Sieger glaubte, unterliegt; da entdeckt er am Gegner eine Blöße, schnell rafft er sich auf und jener fällt.

Im Gespräche vermag sich daher die dichterische Kraft des Schriftstellers in hohem Grade kundzugeben. Was ihm sonst durch das Gesetz der Objektivität verwehrt war voll und ganz zu zeigen: die Tiefe seines Gefühls, das Feuer seiner Begeisterung, den Reichtum seiner Kenntnisse, die Fülle seines Humors, die Schätze seiner Erfahrung — das alles in glänzendster Weise zu entfalten, bietet sich ihm hier ein ausgedehntes Feld. Ohne das Gesetz der Objektivität nur im geringsten zu verletzen, kann er seiner Subjektivität freien Lauf lassen — nur muß das Medium gut gewählt und alle



Außerungen einer Person müssen ihrem Charakter angemessen sein.

Erstes Erfordernis zur dichterischen Durchführung eines Gesprächs ist deshalb strenge Rücksichtnahme auf den Charakter der Personen. Der Dichter muß sich mit ihrem Gefühlsleben so vertraut gemacht haben, daß er mitempfindet, welchen Eindruck dieses oder jenes Wort auf den Hörer macht und welche Gedanken dadurch in seiner Seele aufsteigen. Und gleichzeitig muß er diesen Gedanken einen Ausdruck geben, der ganz der Natur entspricht. Ungekünstelt muß ein jeder Ausdruck den Stempel der Unmittelbarkeit an sich tragen. Und jedes Wort muß dem Charakter der sprechenden Person angepaßt sein; sie darf nichts vorbringen, was sie ihrem Charakter nach nicht sagen kann. Da zeigt sich der echte Dichter! Jedes Ausdrucks von Empfindungen mächtig, spricht er jetzt mit den Donnertönen gerechter Entrüstung, dann mit den milden Worten freundlicher Ermahnung. In diesem Augenblick begeistert er uns mit erhabenen Worten für einen edlen Gedanken oder eine edle Absicht; im nächsten klagt er in ergreifenden Worten um ein verlorenes Glück. Hier entzückt er uns durch zartes Gefoße der Liebenden, dort beugt er uns durch die Wehrufe einer verlassenen Mutter. Da ist keine Regung des Gefühls, der er nicht Worte, keine Leidenschaft, der er nicht den lebendigen Ausdruck verleihen könnte, einen Ausdruck, der ganz der Natur entspricht und doch sich über sie erhebt. Denn der echte Dichter bleibt in den Gesprächen seiner Personen stets der Wirklichkeit tren und doch erhebt er sich über sie. Er läßt sie so sprechen, wie sie im täglichen Leben oder in der Lage, in der sie sich befinden, sprechen würden. Und doch wird er häufig gezwungen sein, die Reden etwas zu stilisieren. Nie verfällt er in Trivialitäten, nie in Gemeinheiten. Gerade hier ist der Punkt, wo der Dichter sich so wesentlich unterscheidet vom bloßen Macher. In den Reden des letzteren herrscht ein roher Realismus; nicht nur werden Dinge in die Unterhaltung gezogen, die man gern verschweigt, sondern diese Dinge werden auch in unverblümtester Weise bezeichnet. So Paul de Kock selbst in jenen seiner Werke, die zu den ernststen zählen wollen. Vergleichen wir damit z. B. die Ro-



mane Freytags! Welcher Unterschied, welche Reinheit selbst in den niedersten Kreisen, selbst bei jenen Personen, denen in Wirklichkeit ein derber Scherz so nahe liegt!

Zweites Erfordernis ist: völlige Kenntniss des in Rede stehenden Gegenstandes nach allen Seiten. Nicht nur muß der Dichter die ganze selbständige Bedeutung desselben, sondern auch sein Verhältnis zu anderen Gegenständen völlig erfaßt haben. Er muß ihn nach zwei Seiten begriffen haben, von der günstigen und der ungünstigen. Denn der eine muß dem anderen doch Rede und Antwort stehen können und zwar gründlich. Da folgt Rede auf Gegenrede, Schlag auf Schlag, Grund auf Grund, bis der schwächere Teil sich geschlagen zurückzieht.

Drittes Erfordernis ist: größte Vollständigkeit, völlige Übersicht über alles bereits Gesagte und klares Bewußtsein alles dessen, was noch gesagt werden soll, denn nur dadurch läßt sich ein logischer Fortgang des Gesprächs ermöglichen. Mit größter Ungezwungenheit muß das eine aus dem anderen hervorgehen, wie dem Stamme die Zweige, den Zweigen die Blätter entsprossen. Mit dieser Notwendigkeit der Entwicklung aber kann sich die größte Verschlungenheit der Gesprächswendungen recht gut verbinden. Ohne Zweifel sind die Redenden erregt, ihre Geisteskraft ist hoch angespannt; vielleicht kommt es dem einen gar nicht auf die Mittel an, sein Ziel zu erreichen — er wendet deshalb alle Künste der Dialektik an, seinen Gegner aus dem Felde zu schlagen. Ein anderer sucht sich einem drohenden Bekenntnis zu entziehen, er schlüpft in alle Winkel, täuscht und blendet und muß doch vielleicht unterliegen. Welche Aufgabe für den Dichter!

Aber auch welche Gefahren liegen nahe! Zunächst die Gefahr in trockene Spitzfindigkeiten zu verfallen, die der Poesie stets fern liegen. Der Verstand darf nicht immer allein überzeugen wollen, unter Umständen muß ihm auch leidenschaftliche Erregung zur Seite stehen. Wie würde Bernhard Münzer („Die von Hohenstein“) sich ausnehmen, wenn der Verstand allein ihn leitete? Hätte er die Volksmassen so bewegen können? Und wieder: wenn Leidenschaft



allein ihn beseelt hätte, würde er solche Erfolge errungen haben?

Die Gespräche oder vielmehr die Besprechungen, die Goethe einführt, dienen wesentlich zur Charakteristik. In „Wilhelm Meister“ namentlich, wo es sich nicht bloß um Handlungen und Beziehungen, um Schürzung und Lösung eines Knotens handelt, sondern das Denkleben des Helden eigentliches Thema ist und eine breitere Ausdehnung erfordert wird, ist es oft ebenso wichtig, was der Held denkt, als was er tut.

Mit besonderer Geschicklichkeit versteht es Goethe, zwei Menschen, die sich zum erstenmale begegnen, sich in der Weise gegenseitig aussprechen zu lassen, daß sie ihren Bildungsgang, den Hintergrund ihrer Wahrnehmungen, Anschauungen und Betrachtungen darlegen und den Dichter aller weiteren Charakterisierung überheben.<sup>6)</sup>

Auch Dickens zeichnet sich aus in der Kunst des Dialogs. Wunderbar, wie er den kleinsten Inhalt ausspinnen kann in lange Gespräche, die den Leser nicht ermüden, im Gegenteil. Eine schwache Seite von Dickens ist aber die Schilderung des Volkes. Nie sprechen die Leute aus dem Volke ihre eigene Sprache oder denken ihre eigenen Gedanken, immer nur in einer der Volkssprache angenäherten konventionellen Weise die Gedanken des Autors über das Volk, und zwar Gedanken, die der Partei des Autors gefallen sollen. Dies fällt sehr unangenehm auf.<sup>7)</sup>

In einer Studie über Fontane sagt Dr. J. Ettlinger über die Dialogkunst in Fontanes Romanen: „Der Neigung zum Reden und Redenlassen entspricht die Abneigung gegen den Gebrauch der indirekten Rede, die so weit geht, daß Fontane seine Menschen wenigstens auch in direkter Form, oft in langen Monologen denken läßt. Und wo Gespräch und Selbstgespräch nicht ausreichen, greift er mit Vorliebe zu der dritten Form der unmittelbaren Aussprache, zum B r i e f. Er wendet diese Art der Mitteilung, die sonst in schlecht komponierten Romanen so oft als bequeme Not- und Eselsbrücke

<sup>6)</sup> Auerbach, a. a. O. S. 46 f.

<sup>7)</sup> Otto Ludwig, 6. Band, S. 213. S. 215.



mißbraucht wird, nur sehr sparsam an, aber sie wird in seinen Händen jedesmal zu einem wichtigen Kunstmittel und dient zumeist entweder dazu, eine noch im Dunkeln liegende Situation mit einem Schlage transparent zu machen oder nach Art des antiken Botenberichts, Geschehnisse zu rekapitulieren, die zur unmittelbaren Darstellung nicht geschaffen erschienen.<sup>8)</sup>

Wo der Verstand vorwiegt, da finden wir in das Gespräch eine Menge Sentenzen verstreut, die die Behauptungen des einen oder anderen Sprechers bestätigen sollen. Unstreitig ist die Anwendung allgemeiner Grundsätze im Gespräche berechtigt, manchmal sogar notwendig. Nicht selten zeigt eine Sentenz die Sache in einem ganz anderen Lichte. Zudem haben diese Sentenzen große überzeugende Kraft. Gibt der Angeredete ihre Berechtigung zu, so ist er gezwungen, auch die Folgerungen anzuerkennen.

Aber der Dichter soll solche Gemeinplätze nur sparsam und nur nach genauer Prüfung der Lage anbringen. Nichts Ermügenderes als eine mit Sentenzen überladene Rede! Und nichts Unnatürlicheres, als eine Person, die mit Sentenzen um sich wirft, die zu ihrem Charakter gar nicht passen. Endlich aber muß die Sentenz auch der Lage vollständig entsprechen, aus ihr hervorgehen.

Manchmal kann der Dichter gar nicht vermeiden, in verstandesmäßiger Weise das Für und Wider in Gesprächen erwägen zu lassen — dann zeigt sich sofort, daß die Wahl der Idee eine verkehrte war. Immer ist das der Fall bei abstrakten Ideen, da ist eine verstandesmäßige Darstellung unabweislich. Es sei hier wiederum auf George Sands „Spiridion“ verwiesen.

Die verstandesmäßige Darstellung kann aber auch eine Folge der verkehrten Auffassung der Idee sein. So in Volandens „Canossa“, wo die Machtfrage zwischen Kaiser und Papst in der regelrechten Weise von den Bischöfen und Fürsten abgehandelt wird.

Wenn es aber nun einmal das Wesen der Idee erfordert, daß hochwichtige Fragen zwischen den Personen zur Erörterung kommen, wie dies in den politische, soziale und religiöse Ideen

<sup>8)</sup> Th. Fontane. Berlin, Bard, Marquard & Co., 1904. S. 57.



behandelnden Romanen der Fall zu sein pflegt, so fasse der Dichter diese Fragen vom Standpunkt des Gefühls u n d des Verstandes auf und lasse der Leidenschaft einen weiten Spielraum. Davon findet sich ein schönes Beispiel in Rousseaus „Héloïse“ (I. Brief 62), in jenem Gespräche, das Lord Eduard mit dem Vater Juliens über den Adel führt. Den Vater von der Wichtigkeit seiner adeligen Anmaßung zu überzeugen, bestürmt er ihn in leidenschaftlicher Weise mit den verschiedensten Gründen. Ähnlich macht es Spielhagen, in dessen Romanen ja die genannten Ideen durchweg den Mittelpunkt bilden.

Das Naturgemäße ist, daß die Reden *d i r e k t* wiedergegeben werden wie im Drama. In manchen Fällen ist aber eine *i n d i r e k t e* R e d e vorzuziehen, namentlich wenn es sich darum handelt, aus dem Gesprochenen bloß das Wichtigste herauszugreifen oder nur in großen Zügen anzudeuten, worüber gesprochen wurde.

In der Darstellung hüte sich der Dichter vor jenen zerhackten Sätzen, vor jenen nichts sagenden Redeteilchen, die in französischen Romanen und auch in manchen deutschen üblich sind. Es soll nichts gesagt werden, was nicht eine Bedeutung hat und alles, was sich von selbst versteht, kann fortgelassen werden. Wenn der Bediente etwas verrichten soll, so ist es nicht nötig, dies durch den Mund des Herrn erst lang und breit befehlen zu lassen.

Schließlich soll noch auf einen weitverbreiteten Fehler unserer Romanschriftsteller aufmerksam gemacht werden. Sie haben es sich angewöhnt, diese oder jene Rede, diesen oder jenen Ausspruch einer Hauptperson „glänzend“, „erhebend“, „rührend“ usw. zu nennen und gleichzeitig deren Wirkung auf den Zuhörer effektivvoll zu schildern. Wie aber nun, wenn der Leser (wie in den meisten Fällen) gar nicht die Wirkung empfindet, die der Dichter an den Personen beschreibt?

Der Leser wird sich in der Tat eines mitleidigen Lächelns nicht enthalten können. Der Dichter aber geht zu weit, er beurteilt die von ihm geschaffenen Personen und deren Reden, er lobt mithin sich selbst.

Anders natürlich ist es, wenn die Zuhörer im Roman sich so und so über das Gesagte äußern. Denn diese haben ein voll-



ständiges Recht dazu, mag der Leser mit ihnen übereinstimmen oder nicht.

Monologe kommen z. B. in Otto Ludwigs „Heiterthei“ wiederholt vor. Sie sollen aber nie da angewandt werden, wo sie nach Lage der Sache möglich sind. In der Regel wird es sich empfehlen, die Gedanken einer Person auch als solche wiederzugeben.

### 5. Die Technik des Romandialogs.

Aber die Technik des Romandialogs hat Armin Brunner in einer besonderen Abhandlung<sup>9)</sup> interessante Bemerkungen gemacht, und beherzigenswerte Ratschläge erteilt, die wir mit einem Zusatz über Paul Heyse hier wiedergeben.

Wer Erzählendes schreibt, dem werden die mannigfachen stilistischen Schwierigkeiten nicht entgangen sein, die die Technik des Dialogs in der undramatischen Prosa zu überwinden aufgibt. Während der Bühnenschriftsteller den Namen der sprechenden Person voransetzt, höchstens noch die begleitende Geste oder Ton und Stimmung des Redenden in Klammern beifügt, z. B. „höhnisch“, oder „mit einer abwehrenden Bewegung“, oder „rasch einfallend“, ist der Erzähler gezwungen, im Dialog, der ja wegen der Lebhaftigkeit der Darstellung in Roman und Novelle eine große Rolle spielt, die Färbung der Rede und die Mimik mit einigen Worten im Texte selbst unterzubringen. Das muß mit Rücksicht darauf, daß die Gespräche nicht aufgehalten werden sollen, weil die Verschleppung des Dialogs durch Zwischenbemerkungen des Erzählers sehr stört, oft recht knapp geschehen, und die notwendige Zusammenfassung der Bezeichnungen dafür: daß einer etwas sagt, wie er es sagt, und was er dabei tut, haben in der neueren Literatur zu einem Anflug geschmackloser Kürze geführt. Exempla trahunt. Deshalb biete ich hier zunächst zwei Roman-Ausschnitte, in deren Dialog es sich vorläufig bloß um das „sagen“ und synonyme Redean schlüsse handelt.

<sup>9)</sup> Zur Technik des Romandialogs. Literarisches Echo. 3. Jahrgang (1900/1901), Nr. 24, Sp. 1681—1685.



1.

„Der Minister?“ sagte Christine ganz unbefangen, „der war ja nicht da.“

„Doktor St.“ sagte Christine, ohne vom Teller aufzublicken.

„Der müßte eigentlich das Meiste davon verstehen,“ wagte Christine zu entgegnen.

„Herrlich!“ sagte Christine, „alles hing an seinen Lippen.“

„Ich dachte doch,“ sagte sie schüchtern, „ich hätte damals das Gegenteil bewiesen.“

„Das hat St. heute gerade den Liberalen vorgeworfen,“ sagte Christine mit Genugtuung.

2.

„Wenn Du wahr sprichst, Gerhard,“ antwortet er mit einem zufriedenen Lächeln, „so widerlegt meine Person die oft aufgestellte Behauptung, daß die Gelehrtenstube uns Bücherwürmern frühzeitiger als anderen Männern den Rücken krümmt und die Stirne furcht.“

„Wir haben einen echten Winter dieses Jahr,“ warfer hin.

„Einen weißen Weihnachten“ (!), ergänzte der Professor.

„In meiner Heimat kennen wir niemals einen anderen,“ mischte sich Ellida bescheiden in das Gespräch.

„Da werden Sie andere Schnee- und Eismassen kennen, wie hier,“ bemerkte wieder der Intendant, sich jetzt umwendend.

Es ist ersichtlich, daß der Autor des ersten Beispiels mit dem eintönigen „sagte Christine“ nicht einmal das allereinfachste Mittel der Dialog-Technik verwendet, durch verschiedene Stellungen dieses kurzen Satzes Abwechslung in den Ausdruck zu bringen. Nur die Zwischenschiebung kennt er, die gerade das Wechselgespräch langweilig macht und an das komische „sagt er, hat er g'sagt“ der Mundart erinnert. Schon, wenn die Bemerkung „Christine sagte“, oder „Darauf sagte Christine“ u.s.f. am Anfang oder am Ende der Rede erscheint, wird die störende Gleichmäßigkeit des unvermeidlichen Übels der Dialog-Anknüpfungssphrasen gemildert.

Weiter vorgeschritten ist schon der zweite Autor, der zwar syntaktisch auch immer das „Antworten, Hinwerfen, Ergänzen, Sich-Einmischen, Bemerkten“, in die Paranthese stellt, aber doch wenigstens ein paar Ausdrücke für das „Sagen“ in Vorrat hat.

Paul Heyse wechselt in der Regel die Ausdrücke sehr sorgfältig, doch findet man auch eine Wiederholung von „sagte“



fast unmittelbar hintereinander. Nehmen wir z. B. in den „Kindern der Welt“ das 14. Kapitel des 1. Bandes. Dort finden wir folgende Ausdrücke:

„Fräulein Christiane Falk?“ sagte er.

„Sie nickte kaum merklich. „Was wünschen Sie, mein Herr?“

„Mein verehrtes Fräulein,“ sagte er, „ich habe usw.“

„Und wenn ich unter gar keiner Bedingung darauf eingehen könnte?“ unterbrach sie ihn mit ruhigem Ton.

Er ergriff das Buch, das auf dem Tische vor ihm lag, blätterte scheinbar achtlos darin und versetzte nach einer kurzen Pause: . . .

„Verzeihen Sie,“ sagte sie rasch, „wenn ich usw.“ . . .

„Ihre Gründe?“ sagte er lächelnd, indem er aufstand.

. . . sagte er mit dem unbefangenen Ton, . . .

Sie antwortete nicht sogleich. . . . Sie mußte sich erst mit ihrem alten Troß waffnen, ehe sie ein Wort entgegnen konnte.

„Haben Sie das wirklich auf meiner Stirn gelesen oder nur in dem Buche da auf dem Tisch?“

„Mein teures Fräulein,“ erwiderte er ganz freundlich. . . .

„Nein,“ fuhr er wie in plötzlicher Erregung fort, indem er das Zimmer mit hastigen Schritten durchmaß, „ich gebe sie noch nicht auf.“ . . .

„Ich verstehe sie nicht,“ erwiderte sie . . .

„Sie wollen!“ sagte Lorinser mit gedämpfter Stimme, aber voll Nachdruck. . . .

„O liebes Kind,“ erwiderte er, . . .

. . . „Wie kommen Sie dazu, mein Herr!“ preßte sie heftig hervor, . . .

„Sie tun mir unrecht,“ sagte er.

An mehreren Stellen des Kapitels fehlt jede Bezeichnung. Diese ist ja auch häufig überflüssig, sobald man sicher weiß, wer spricht, ebenso wenn Rede und Gegenrede unmittelbar aufeinander folgen.

Sehr beliebt, wie das „sagte“ und „sprach“ (bei einzelnen Autoren auch „machte“ nach Interjektionen z. B. „Hm!“ machte er. „Ei,“ machte sie), ist auch das „meinte“ und „lachte“. Die folgenden Beispiele aus Romanen stellen fortlaufende Dialoge dar, aus denen nur Unwesentliches weggelassen ist.

„Was gibt es denn? Welch ein Geist ist eigentlich in Sie gefahren, daß eine dienstliche Auszeichnung Sie unglücklich macht?“ meint er dann wohlwollend.



„Lieber Freund,“ meinte dann B., wider Erwarten  
fühlgelieben und ohne sich in seinem Aufräumen  
stören zu lassen; „das mag alles recht gut und aufrichtig sein,  
was Sie da sagen; in Ihrem Interesse will ich das Beste hoffen, aber ..“

„Nur den Kopf nicht verloren,“ meinte er, „ich habe heute  
die Zeit nicht, mich, wie ich gerne möchte, in Ihre Angelegenheit zu  
vertiefen.“

„Schütten Sie das Kind nicht mit dem Bade aus,“ meinte  
der Rat, seinen Untergebenen höflich bis zur Tür beglei-  
tend, „wie gesagt, man kann von einem Tage nicht auf den andern  
schließen.“

„Lieber Baron,“ lachte M., „Sie haben kein Recht, für diese  
schöne Waise Mitleid zu erwecken.“

„Damit werden Sie ihm sicher einen Strich durch die Rechnung  
machen,“ lächelte M.

„Sie kennen den Justizrat nicht,“ lächelte Wolfgang.  
M. las den Brief. „Verdammt höflich und versöhnlich gehalten!“  
Lächelte er.

Eine ähnliche Einförmigkeit der Rede fällt bei einem  
Autor auf, dessen Lieblingsfügung darin besteht, daß er, die  
Anschlußwörter vermeidend, den Sprechenden mit seiner  
Geste stets in der Inversion dem Leser vorstellt. So heißt es  
in einem Wechselgespräch zwischen „Ihr“ und „Ihm“:

„Ja — aber“ — sie hob drohend den Finger —  
„nicht wieder den Handschuh abziehen.“

„Nein, gewiß nicht!“ — er legte betuernd die Hand  
aufs Herz — „aber lachen darf ich doch?“

Der Wortschatz für die Begriffe des Redens ist ja ziemlich  
reich und hat eine Fülle von Nuancen, sowohl für die Art des  
Anschlusses im Dialog als auch für die Gemütsbewegung des  
Sprechenden. Aber die Verbindung des Ausagewortes und  
der begleitenden Geste fehlt uns im Deutschen und kann  
bloß dadurch ersetzt werden, daß man das Bewegungswort  
allein zugleich als Anzeige der Rede gibt.

Wenn das, der Prägnanz zuliebe, zuweilen und mit  
Geschmack geschieht, so mag es angehen. Eine Fügung, wie  
„Ha! Elender! fuhr sie empor“, die in ganz korrektem Deutsch  
heißen müßte: „Ha! Elender! rief sie aus und fuhr empor“  
oder „Sie fuhr empor und schrie: „Ha! Elender!“, wird an  
passender Stelle großer Entrüstung, da wo das Interesse am  
Vorgang und an der dramatischen Bewegung überwiegt, und



eigentlich die Rede Begleiterscheinung der Handlung ist, auch ein feineres Sprachgefühl nicht stören.

Unders aber, wenn es heißt: „Mein teurer Arthur! setz sie sich nieder“, oder „Nun gut, wenn Du willst! — nahm er das Buch aus ihren Händen — dann besorg ich es“. Das ist höchst geschmacklos, scheint aber modern zu werden, ja es gibt Autoren, die sich's zur Norm machen. Und darum wird es nicht müßig sein, zu untersuchen, was an eisernem Bestand für diese Anknüpfungsworte im Sprachschatz vorhanden ist, ob es hinreicht, und wo Vermehrung not tut und im Geiste des Deutschen möglich ist.

Neben den einfachen Worten „sprechen, sagen, erzählen, mitteilen“ usw. haben wir „ergänzen, hinzufügen, einstimmen, zustimmen, entgegnen, antworten, erwidern, nachtragen, einfallen, fortfahren, wiederholen, hinwerfen, rufen (und seine Zusammensetzungen), bemerken, abbrechen, einwenden, vorschlagen, unterbrechen, ins Wort fallen, meinen, anheben, schließen“ usw. usw., die alle entweder den Gedanken des Erzählers ausdrücken, wie er die Art oder das Tempo der Rede aufgefaßt wünscht, oder eine Zusammenfassung des ganzen Sinnes der Reden bieten, den der Leser ohnedies erkennen muß. Wer den Dialog liest, muß sehen, daß mit diesen und jenen Worten der K. oder die N. nicht zugestimmt, sondern unterbrochen, nichts vorgebracht, sondern ergänzt haben. Es sind also rechte Hilfsörter der Umschreibung des „Sagens“, wie die Sprache immer mit bildlichen Ausdrücken das verziert, was sehr häufig vorkommt und was mit der steten Bezeichnung nach dem einfachen Begriff eintönig würde.

Mehr schon sagen die Wörter, die den Ton oder die Intensität der Rede nach dem Sprechenden selbst bieten und nicht mehr ein Urteil des Erzählers, z. B. „lispeln, flüstern, hauchen, schreien, donnern, ächzen, gröhlen, murmeln, hervorgurgeln“. Am höchsten endlich in Beziehung auf begrifflichen Gehalt sowohl, als auch auf stil-ästhetische Verwendbarkeit stehen jene Redewörter, die zugleich den Gemütszustand des Sprechenden bezeichnen, das heißt ursprünglich überhaupt Ausdrücke für Gemütsäußerungen waren und erst durch den Umstand, daß Leidenschaft, frohe und traurige,



sich in Worten Luft macht, zu Begriffen des Redens geworden sind. Zu dieser Art gehören: „scherzen, lachen, lächeln, klagen, jammern, murren, knurren, grollen, poltern, stöhnen“ usw.

Aus dem Gesagten — man wird in der ganzen Sprache kaum ein Beispiel finden, daß auch die Mimik der Rede mit dem Anknüpfungsworte verbunden werden kann — erklärt es sich, warum „emporfahren“ in dieser Anwendung uns nicht stört, und warum „Teurer Arthur, setzte sie sich nieder“ ein Unding ist. „Emporfahren“, ursprünglich eine Bewegung, ist bildlicher Ausdruck für einen ethischen Begriff geworden, für den heftigen Unmut oder Schreck, es wird Verbum des Redens werden, so gut wie „lachen“ oder „poltern“, die ja auch gemeinhin Bewegungswörter sind. Auch mag es noch in uns vom Ahn her leben, daß „auffahren“ und „erschrecken“ dasselbe Wort einst war; denn „schrecken“ bedeutete einfach „rasch in die Höhe fahren“ oder „springen“, von welchem alten Sinn noch ein etymologischer Rest auf der Wiese herumhüpft: der Heuschreck. „Kosen, zärteln, quälen“ und andere mögen die sprachliche Eignung in sich haben, Wörter für Redean schluß und gleichzeitigen Ausdruck des Gemütszustandes zu werden, nicht aber „niedersetzen“ oder „etwas nehmen“.

Für sehr gewagt z. B., wenn auch nicht geradezu falsch, halte ich folgende Wendungen:

„Wie?“ staunte ihr Gatte, „die Börse noch hier?“

„Das ist wahr!“ nickte Lily gedankenvoll.

„Gewiß!“ nickte dieser.

„Es ist merkwürdig,“ nickte Johanna vor sich hin, „und dabei ist sie fast eine Schönheit, oder bilde ich es mir nur ein?“

„Und ist es wirklich und wahrhaftig so? Verschweigst Du mir nichts?“ blickte der Doktor sein Gegenüber ernst und forschend an.

Denn das „Staunen, Nicken, Unblicken“ sind noch nicht so weit Redewörter im allgemeinen Sprachbewußtsein, daß man die Konstruktion im Dialog anders geben sollte, als „meinte er staunend“, sprach er mit Kopfnicken (oder „indem er vor sich hin nickte“), fragte er und blickte sie forschend an (oder „forschte er fragend“). Besser schon sind Fügungen, wie die nachfolgenden:

„Das ist wirklich unerträglich“, zürnte die Lady.

„O, wer weiß, Papa,“ schmeichelt Bella. Wenn der junge Herr Graf einmal hierher kommt und Du mit ihm sprichst,“



„Höchst unflug und unpraktisch, wenn sie das täte,“ höhnte Herr von Bracht.

„Warum so schnell die flinte ins Korn werfen?“ tadelt sie, „man merkt, Sie sind keine Enttäuschungen, immer nur Siege gewöhnt.“

„Jammerschade, wenn wir um dieses Mädchens willen auf ein so reizendes Vergnügen verzichten müssen,“ bedauert die S. mit heuchlerischem Lächeln.

Nach dem Gesagten sei es dem Leser überlassen, folgende Proben, zuerst unmittelbar mit dem Sprachgefühl zu untersuchen, dann die kritischen Normen anzuwenden, die vorher gegeben sind.

„Nicht doch, mein Kind,“ wehrte der Graf ab, „Sie haben mir nichts zu danken, denn ich tat nicht . . .“

„Gewiß, Herr,“ suchte ihn die Frau günstig zu stimmen.

Dann schüttelte er drohend den Arm gegen den Grafen. „Sei es darum,“ knirschte er zwischen den Zähnen; „Sie sollen die Freude erleben, Ihre einstige Familie morgen . . .“

„Jedenfalls, da wir einmal hier sind, können wir nachsehen,“ beharrte der Pfarrer.

„Es ist nicht so schlimm, als ich dachte,“ beruhigte er seine ängstlich bebende Tochter.

„Ich bin kein Teufel,“ verteidigte sie sich, in der Mitte der Küche stehen bleibend und auf Rochus blickend, „ich bin ein Mädchen und gar ein artiges, fleißiges Mädchen.“

„Das wird wohl nur eine scherzhafte Äußerung gewesen sein,“ zwang sie sich anscheinend gleichmütig zu sagen.

„Natürlich, lieber Junge,“ willigte die Gräfin ein.

Ein Autor, der sein Deutsch versteht, wird aus dem Reichtum der üblichen Wörter und Fügungen immer etwas Passendes finden, und, wenn er bildende Kraft hat, etwas Neues bringen, aber nichts Geschmackloses!

Er wird erzählen:

„Sie erinnern sich der fabel von dem Löwen und der Maus,“ sagte sie, mit einem schwachen Versuch zu lächeln, „der Löwe war sehr stark und die Maus sehr schwach und klein, und dennoch gelang es ihr, den Löwen zu befreien,“ aber er wird nicht einschreiben „— versuchte sie schwach zu lächeln“.

Er wird erzählen:

„Wenn Du ins Pensionat zurückkehrst, was ich zu hintertreiben hoffe,“ schloß er mit einem Kuß, „dann ist's Zeit genug, Deine Freundin von unserem Glück in Kenntnis zu setzen!“ aber er wird nicht einschreiben „— küßte er heiß, schließend —“



Er wird auch nicht, indem er Bewegung und Stimmung umständlich voraus entwickelt, den Leser eine Ewigkeit auf die eigentliche Rede warten lassen, wie der Dichter des folgenden:

Herr von D. schwieg, als Klara nach einigen Sekunden mit schmeichelnder, aber leise vibrierender Stimme, die, gegen ihren Willen, die Angst ihres Herzens verriet, wie ihr Vater wohl dieses Bekenntnis ihrer Seele aufnehmen werde, fortfuhr:

„Zuweilen beschleicht mich darum die Furcht, es könne irgend einer der Bewerber die Macht über mein Herz bekommen.“

Und er wird schließlich den Telegrammstil im Dialog vermeiden.

Ein schmerzlicher Augenaufschlag: „Genug davon. Zur Zeit wird alles in Ordnung sein.“

Einige sehr lustige und drastische Belege für den stilistischen Dialog-Unfug brachte der „Kladderadatsch“ in folgenden (wohl fingierten) Beispielen:

„So ist es also abgemacht!“ erhob er sich jetzt. — „Ich will hoffen, daß es so rasch geht,“ achselzuckte Flora. — „O, wie sollte ich nicht!“ vermochte Wilhelm sich kaum von seinem Erstaunen zu erholen. — „Na, dann ist das beschlossen,“ griff Tobias nach seinem Hute. — „Nein, welch ein göttliches Paar!“ schaute Antonie hinter beiden drein. — „Meine Gnädige!“ trat der von dem jungen Husaren bezeichnete Offizier schnarrend an das junge Mädchen heran. — „Hm, wir sprechen wohl noch darüber!“ schob er seinen Stuhl zurück. — „Ja,“ setzte er eben sein überschlagenes Bein in taktmäßige Bewegung.

„Gott, mein Gott,“ erhob sie die Hände. — „Mama,“ umschlang Blanche die Mutter mit heißer Zärtlichkeit. — „Ich danke Dir, liebe Mutter,“ umschlang Genieva die Sprecherin voller Inbrunst. — „Er hat uns einen großen Beweis seiner Anhänglichkeit und Hingebung gegeben,“ ließ er sich dadurch nicht stören. — „Was willst Du tun?“ schrak sie nicht zurück. — „Wähle also und wähle recht!“ maß er sie noch einmal mit vernichtendem Blick!

Ein Romanschriftsteller soll sich natürlich vor solchen albernem Redean schlüssen hüten.

Und nun noch ein Wort über eine scheinbar unbedeutende Außerlichkeit, die aber doch der Beachtung wert ist.

Bei den Dialogen wendet man im Deutschen Gänsefüßchen („“) an, während die Franzosen vor jede neue Rede einen Strich (—) setzen. Dies ist lediglich eine Sache der Vereinbarung und der Überlieferung, denn das gesprochene Wort muß durch ein bestimmtes Zeichen als



solches zu erkennen sein. Wenn Wustmann<sup>10)</sup> so lebhaft gegen die Gänsefüßchen als gegen „nichtsnutzige Spielereien“ polemisiert, so hat er in diesem Falle unrecht. Er sagt: „Wenn jemand einen Roman vorliest, so kann er doch die Gänsefüßchen nicht mitlesen, und doch versteht ihn der Zuhörer. Wozu schreibt und druckt man sie also?“ Hierauf ist zu erwidern, daß ein guter Vorleser durch die verschiedene Tonart die einzelnen Reden verdeutlicht. Ubrigens werden tausendmal mehr Romane gelesen als vorgelesen, und es kommt hauptsächlich darauf an, daß jeder Leser sofort erkennt, was gesprochen ist und was nicht. Dies geschieht aber am besten durch die Gänsefüßchen. Das völlige Fortlassen dieser Zeichen, wie es im Feuilleton einiger Zeitungen üblich ist (auch in Paul Heyses Romanen sind sie fortgelassen), erschwert die Lektüre und kann zuweilen zu sonderbaren Verwechslungen Anlaß geben. Allerdings soll man auch mit den Gänsefüßchen keinen Mißbrauch treiben und in einem Dialog alle Reden nur mit zwei, nicht aber die Reden der zweiten Person mit vier Gänsefüßchen („„—“) versehen.

---

<sup>10)</sup> Allerhand Sprachdummheiten. 2. Ausgabe. Leipzig, Grunow, 1896. S. 240.